

BETTINA BELTZ

FREIHÄNDIG

Thienemann

ANPfliff

»Joshua.« Mama dreht sich zu mir um und schaut prüfend auf meinen Teller. Ich weiß, ich esse zu wenig.

»Du hast ja kaum was gegessen. Nimm wenigstens noch einen Schluck Milch.«

Mama drückt ihre Hände wieder in das Hackfleisch. Ich hasse es, wenn sie morgens vor der Schule kocht. Sie sagt, sie müsse das tun, um Zeit zu sparen. Mama rennt den ganzen Tag ihrer verlorenen Zeit hinterher. Sie ist immer im Stress. Gleich wird sie aus dem Hackfleischmatsch Buletten formen und anbraten und spätestens dann wird mir schlecht werden. Mir ist jetzt schon flau im Magen.

Micha schmiert sich dick Leberwurst auf sein Brötchen. Er hat sich das aufgeschlagene Mathebuch neben den Teller gelegt und tut so, als ob er lernt. Dabei hab ich heute Nacht meine Hausaufgaben noch auf ein Extrablatt kopiert, damit ich mein Heft behalten kann, wenn er sie in der Pause abschreibt. Das letzte Mal waren die Seiten zerrissen und der Umschlag nass, als er es mir endlich zurückgegeben hat. Keine Ahnung, was er damit angestellt hat.

Jedenfalls lernt der nicht. Der denkt sich neue Gemeinheiten aus, für die Busfahrt. Vielleicht freut er sich auch

nur darauf. Immerhin hatte er die ganzen Osterferien über Zeit, sich was auszudenken. Früher war es wenigstens nach der Busfahrt vorbei. Aber seit letztem Sommer geht er in meine Klasse, weil er sitzen geblieben ist. Und ab da ist alles noch viel schlimmer geworden.

»Joshua ...« Mama streicht mir mit dem Handrücken über den Kopf. »Das ist nicht dein Ernst, oder?« Ich hab meinen Toast nur angeknabbert. Mehr geht einfach nicht. Und ich will nicht reden. Also zucke ich mit den Schultern.

Mama zuckt ebenfalls mit den Schultern, aber sie wirkt genervt.

»Dann halt nicht«, brummt sie und gießt Öl in die Pfanne. »Und was steht heute bei euch an?«

Das Übliche eben. Wir fahren zur Schule, Micha nervt mich, wir haben Pause, Micha nervt mich, wir fahren zurück, Micha nervt mich. Anschließend übe ich Cello, mache meine Hausaufgaben und setze mich unter die Brücke am Bach. Merkt sowieso niemand.

»Sportschwerpunkt«, schallt Michas Stimme durch die Küche. Ich schrecke hoch. Also doch nicht das Übliche. Er grinst mich breit an und lässt mich nicht aus den Augen. »Wir kriegen heute gesagt, was für Gruppen es gibt.«

O Mann. Das hab ich total vergessen. Oder verdrängt? Sportschwerpunkt. Schon alleine das Wort ist Horror. Wenn es eine Völkerballgruppe gibt und ich da rein muss, überleb ich das nicht. Wer hat dieses Spiel nur erfunden? Wäre ich nicht so schnell und beweglich, hätte Micha mich wahrscheinlich schon grün und blau geballert. Irgendwie macht es ihm und den anderen Spaß, mich zu jagen. Aber sie krie-

gen mich nicht, und anstatt aufzugeben und mich in Frieden zu lassen, werden sie immer wütender. Und ich bekomme immer mehr Angst. Das ist ein Scheißspiel.

Für mich gibt's keine gute Sportart. Ich mag das Turnen an den Ringen oder am Barren, aber das machen wir fast nie. Und als wir es doch mal gemacht haben, hat Herr Rausch gemeint, ich würde mich bewegen wie ein Engel, elegant und schwerelos. Bevor ich mich darüber freuen konnte, haben alle anderen gelacht, und Micha am allerlautesten. Die fanden das total schwul. Also keine Ringe mehr. Beim nächsten Mal hab ich gesagt, dass mir der Rücken wehtut, und mich auf die Bank gesetzt. Herr Rausch hat es mir geglaubt.

Ich merke, dass Micha mich immer noch beobachtet.

»Das wird bestimmt cool«, sagt er betont langsam, ohne den Blick von mir abzuwenden. Mama ist so mit ihren Bulletin beschäftigt, dass sie gar nicht richtig zuhört.

»Schön«, murmelt sie. »Aber pass auf deine Hände auf, Joschi. Kein Handball oder so was.«

Für Micha ist es egal, was er wählt. Micha ist groß und stark und hat vor nichts Angst. Ich weiß nicht, wie er das macht. Dem kann man einen Ball mitten ins Gesicht schießen und er weicht nicht aus, sondern fängt ihn locker mit einer Hand ab. Und der Ball rutscht ihm nicht aus den Fingern. Der bleibt da, als wäre er angeklebt. Ich versteh nicht, wie er das anstellt. Ich weiche immer aus. Ich kann gar nicht anders, selbst wenn ich es noch so sehr versuche.

Ich schiebe meinen Teller weg und ziehe mir den Rucksack auf den Rücken. Die Küche ist voller Qualm, das Radio

plärrt, die Abzugshaube summt. Und Mama steht nicht eine Sekunde still. Ständig klappert und klirrt sie mit irgendetwas. Das macht mich echt wahnsinnig. Ich kann all die Geräusche und Gerüche irgendwann nicht mehr sortieren und hab das Gefühl, meine Gedanken machen sich selbstständig. Ob man davon verrückt werden kann? Oder bin ich es vielleicht schon?

»Warte, ich komme mit«, ruft Micha schnell. Wie harmlos sich das anhört.

»Tschüss, Jungs«, sagt Mama abwesend. »Ich stell euch das Essen in den Kühlschrank. Ihr müsst es dann nur noch in der Mikrowelle aufwärmen, okay?«

Kaum sind wir aus dem Haus und um die Ecke gebogen, fängt es an. Micha tritt mir beim Gehen auf die Fersen und tut so, als wäre gar nichts passiert. Manchmal falle ich fast hin, aber das ist noch gar nichts im Vergleich zu dem, was jetzt im Bus los sein wird.

Da stehen sie auch schon an der Haltestelle und warten auf Micha: Jannick und Steffen und Max und Marco. Sie heben lässig die Hand, einer nach dem anderen, damit Micha einschlagen kann. Mich beachten sie nicht. Das war zwar bereits so, als Micha noch nicht in meine Klasse gegangen ist, aber seitdem Micha zu uns gehört, schauen alle zu ihm auf und finden mich genauso bescheuert, wie Micha es tut. Wenigstens hab ich heute mein Cello nicht dabei. Wenn ich das Cello dabei habe, wird es richtig schwierig. Ich muss aufpassen, dass niemand dagegentritt oder es zum Kippen bringt. Deshalb nehme ich es meistens auf meine Knie und lege meine Arme um seinen Hals. Dann machen sie erst

recht Witze über das Cello und mich, ich würde es zu Hause wahrscheinlich heimlich mit meinem Cello treiben und so, aber lieber höre ich mir die Witze an, als dass sie es beschädigen. Wir haben es nämlich nur geliehen. Das weiß Micha genau. Außerdem mag ich mein Cello.

Der Bus ist total überfüllt. Max und Marco schieben ein paar Unterstufenschüler von ihren Sitzen. Ganz hinten ist noch eine Bank frei. Ich zwänge mich an Steffen und Micha vorbei, die breitbeinig den Gang blockieren, doch bevor ich mich setzen kann, hat sich Steffen auf beide Sitze fallen lassen und legt die Beine quer darüber.

Ich quetsche mich zwischen die stehenden Unterstufenschüler. Ich kann mich hier nirgendwo festhalten, aber ich hab inzwischen Übung, auch in den Kurven stehen zu bleiben, ohne zu schwanken. Wenigstens etwas. Jetzt nimmt Steffen grinsend die Beine runter, damit Micha sich neben ihn setzen kann. Als der Bus an der Ampel hält, fahren Sabine und Jessica auf ihren Rädern vorbei. Ihre Shirts sind hochgerutscht und man sieht ein Stück von ihren nackten Rücken über dem Hosenbund. Micha pfeift durch die Zähne.

»Die Jessica mach ich diesen Sommer klar. Wirst sehen«, sagt er großspurig. Ich glaub ihm das sogar. Wir sind acht Jungs und sechzehn Mädels in der Klasse und fast alle Mädels finden Micha toll. Jedenfalls lachen sie jedes Mal, wenn er einen Witz reißt, und auf der letzten Klassenfreizeit ging es nur darum, welche bei Micha Chancen hat und welche nicht. Ich weiß das, weil ich immer bei den Mädchen am Tisch sitzen musste. Sie finden seine blauen Augen s. Und sein Grinsen.

»Und du, Bruder?« Er kickt mich mit dem Fuß in die Kniekehle. »Was geht bei dir? Frauen und so?«

Okay, das ist der Startschuss. Eine Frage, die ganz normal klingt. Dagegen kann keiner was einwenden. Aber wenn ich antworte, kommen nur doofe Kommentare, und dann brauch ich gar nichts mehr zu sagen, dann steigern die sich rein und irgendwann sieht Micha fast wütend aus. Obwohl ich nichts getan habe.

Ich tu so, als hätte ich ihn nicht gehört, und schaue aus dem Fenster.

»Also nix«, höhnt Micha. »Eh, der ist so panne. Das Einzige, was du befummelst, ist dein Cello, oder? Oder?«

Der Bus legt sich in die Kurve. Ich konzentriere mich nur darauf, mein Gleichgewicht zu halten. Auf nichts sonst.

»He, ich hab dich was gefragt, Bruder!« Wieder kickt Micha mir in die Kniekehle. Ich knicke kurz ein, kann mich aber rechtzeitig fangen.

»Mann, du bist so opfer.« Micha schnaubt durch die Nase. Das ist sein neuestes Wort. Opfer. Du bist opfer. Jeden Tag hör ich das.

Ich würde mir so gerne die Kopfhörer in die Ohren stöpseln. Doch das wird nicht funktionieren. Der reißt sie mir raus, und dann macht er sich über meine Musik lustig, und wenn ich Pech hab, sind sie danach kaputt. Und der MP3-Player dazu. Ich hab monatelang gespart, bis ich mir den kaufen konnte, den lass ich mir nicht von Micha kaputt machen.

»Komm, ich zeig dir mal, wie das geht.« Plötzlich schiebt Micha mir sein Handy vor die Nase. Ich schau nur kurz hin,

aber das reicht, um zu sehen, was da läuft. Es ist irgendein Porno.

»Haste Angst vor Muschis, oder was?« Micha grinst, und alle anderen lachen. Sogar einer der Unterstufenschüler feixt mich an.

Jetzt wäre es wahrscheinlich besser, wenn ich doch etwas sagen würde. Aber mir fällt nichts ein. Und mein Gesicht fühlt sich so starr an, als bräuchte ich beide Hände, um meinen Mund aufzustemmen. Das Bild von Michas Handydisplay schwirrt wild verzerrt durch meinen Kopf. Ich krieg das nicht mehr raus. Dabei wollte ich es gar nicht ansehen.

Warum macht er dauernd so etwas mit mir? Ich bin doch nur sein jüngerer Bruder, das ist alles. Und ich bin besser in der Schule. Okay, viel besser. Aber das ist nicht schlecht für ihn. Er kann jeden Tag die Hausaufgaben von mir abschreiben und das tut er auch.

Die nächste Haltestelle kommt in Sicht. Ich beschließe auszusteigen – nur weg hier. Wenn ich renne, komme ich noch rechtzeitig zur Schule. Aber Micha hält meinen Rucksack fest, und bis ich mich losgerissen habe, surren die Türen wieder zu und der Bus fährt an. Wenigstens ist Micha jetzt nicht mehr direkt neben mir.

Vor der letzten Haltestelle wartet Stephan auf mich. Stephan wird jeden Morgen von seiner Mutter zur Schule gefahren. Er spielt Kontrabass und ist der einzige Junge bei uns in der Klasse, der mich nicht aufzieht. Deshalb war klar, dass wir uns in diesem Schuljahr nebeneinandersetzen. Ich hab ihn auch mal zu Hause besucht, aber seine Mutter blieb

fast die ganze Zeit dabei, und als wir endlich alleine waren, wollte er Schach spielen. Ich kann Schach spielen, aber ich hab mich schrecklich gelangweilt. Ich mag es, wenn man die Züge schnell ausführt, denn dann ist es wie eine Art Kampf, aber Stephan hat stundenlang überlegt, und zwischendurch bin ich beinahe eingeschlafen. Ich hab ihm nicht gesagt, wie sehr ich mich gelangweilt habe, weil es irgendwie guttat, Zeit mit jemandem zu verbringen, der einen nicht ständig verarscht und lächerlich macht. Wenn Stephan und ich zusammen sind, bin ich der Coole. Und das bin ich sonst nie.

Aber eigentlich ist Stephan ein männlicher Klon seiner Mutter und die mag ich gar nicht. Ich glaube, ich bin ihr nicht gut genug, weil Papa nur Handwerker ist. Ihr Mann ist irgendein hohes Tier bei der Bundeswehr.

»Hi, Joshua«, sagt Stephan, nachdem Micha mich die Bustreppe hinuntergeschubst hat, und schiebt seine Brille ein Stück nach oben.

»Hi«, sage ich. Es ist das erste Wort, das ich heute spreche, und ich hab kaum Stimme. Ich muss mich räuspern, dann versuche ich es noch mal. »Hi.«

Er nickt und wir laufen zusammen zu unserem Saal. Hinter uns höre ich Micha und seine Freunde Sprüche klopfen und grölen. Ich gebe mir keine Mühe, den Sinn zu verstehen. Es wird um mich gehen, so viel ist klar.

Doch als ich endlich im Unterricht sitze, frage ich mich wieder, ob ich wirklich mit Micha verwandt bin. Ich weiß, dass ich das bin. Ich kenne die Babyfotos von uns beiden. Wir haben zusammen im Laufstall gespielt. Nebeneinander

im Bettchen gelegen. Gemeinsam in der Badewanne geplansch. Und trotzdem fühlt es sich für mich überhaupt nicht so an. Micha ist mir fremder als Stephan.

Wenn ich wenigstens so groß wäre wie mein Bruder. Wenigstens seine breiten Schultern hätte – einen Ball fangen könnte. Vielleicht würde er mich dann immer noch nicht in Ruhe lassen, doch ich könnte mich wehren oder so tun als ob. Aber ich bin klein und schwächig. Und egal, was ich mit meinen Haaren anstelle – sie sehen fast immer aus, als hätte ich gerade in eine Steckdose gefasst. Sie sind völlig unkontrollierbar. Also lasse ich sie so, wie sie sind. Ich hab auch nur eine einzige Farbe. Braun. Langweiliges, doofes Braun. Braune Haare, braune Augen, braune Wimpern, braune Sommersprossen – und zwar nur fünf Stück links neben meiner Nase. Nicht einmal das hat gut funktioniert.

Das ist einfach nicht fair.